

Zwei Welten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **305 (2022)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-953424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



1908 Schynige Platte, F. Hölzer

Zwei Welten

Es ist eine unheimliche Grenzerfahrung, die Charlot Strasser (1884–1950) in seiner Erzählung «Zwei Welten» schildert: Ein harmloser Ausritt im fernen Südamerika wird unversehens zu einem lebensgefährlichen Abenteuer. In der Stunde höchster Not erscheint dem Helden ein Bild aus der Seelentiefe seiner heimatlichen Vergangenheit.

In langschattiger Morgenfrühe war ich aus Iquique auf saumpfadgewohntem Polizeipferd ausgeritten. Ich wollte meinen Freund, den alten Bergmeister zu Santa Rosa, einer Silbermine hoch oben in der Pampa, besuchen, hatte den Weg vor einigen Wochen schon einmal gemacht und getraute mich, ihn führerlos wiederzufinden.

Die Pampa wird erreicht, wenn man mehrere hintereinanderliegende Terrassen, die sich treppenförmig aus dem Meer erheben, überwunden hat. Erst dann gelangt man in die über tausend Meter hoch gelegene eigentliche Wüste.

Den zweiten, steil aufstrebenden Hang ritt ich entlang, nachdem ich zuvor die breite Ebene, die zwischen der ersten Stufe und diesem Aufstieg liegt, im Galopp durchgefegt hatte, wandte mich nun aber nicht ostwärts, der breiten Spur gegen die nächstgelegene Salpeteroffizin zu, sondern hielt mich nach Süden an eine schmale, weniger begangene, die in die Sandhügel der Küstenkordillere hineinführte, in denen jenes Silberwerk lag.

Die Wüste war eine vollkommene. Kein Gewächs, kein Moos, keine Flechte, kein Tier. Einige schwarze Vögel, wie Punkte, weit hinten, wo ich das Meer wusste.

Ab und zu führten Spuren zu beiden Seiten in die Berge hinein. Ich folgte einem rund ausgebuchteten Tal in derjenigen Richtung, die mir durch einige scharf gezeichnete Hügelformen in der Erinnerung vorgeschrieben erschien.

Ich war nun drei Stunden im Sattel – Durst, Hunger – ein kleiner Halt, die Satteltaschen zu untersuchen. Noch zwei Stunden, dann war ich am Ziel. Ich durfte füglich aufräumen. Da hatten mir die guten Iquiquenier-Gastfreunde unter anderem wirklich auch noch den Rest der Anchovy-Paste mitgegeben, die mir bei ihnen so gemundet hatte. Scharfes Zeug in dieser Trockenheit und Hitze, etwas unvernünftig, viel davon aufs Butterbrot zu schmieren; aber kalter Tee spülte den scharfen Geschmack hinunter.

Merkwürdig genau, so schildert es mir die Erinnerung, besah ich mir die Tube, in welcher die Paste übers Meer gesandt worden war, mich mahnend, wie zivilisiert es doch sei, dass ich in dieser wesenlosen Wüste die Reste eines eigentlich rein gaumenreizenden Erzeugnisses menschlichen Verlangens zurücklassen werde, eine Stannioltube mit roter Inschrift: «Anchovy-Paste, extrafeine Qualität, garantiert haltbar. Mit Speisefarbe gerötet. Anchovy-Paste ist kühl aufzubewahren.» Ich warf sie hinter mich, und sie kam neben die hungrig aus dem Sand herausgestreckten, gebleichten Kinnbacken eines hier verendeten Maultieres zu liegen. Dann ritt ich weiter auf immer noch vielfach sichtbarer Spur.

Was war denn auf einmal mit meinen Augen? Sie sahen nicht mehr scharf, sondern durch einen Schleier, durch einen leichten Rauch. Die umliegenden Hügel tauchten wie in Dämpfe hinein; zwei, drei Minuten noch, dann sah ich um keines Pferdes Länge mehr vor mich hin. «Die Camanchaca!» schrie es wie von irgendwoher, schrie es wie aus mir – ich war in den gefürchteten, drohenden Wüstennebel geraten. Das Pferd schnob aufgeregt, blies Strahlen feinen Dunstes aus den geblähten Nüstern. «Ruhig Blut, mein einziger Freund! Wir suchen den Kompass und reiten, seiner Hilfe gewiss, tapfer weiter ans Ziel!» Ich öffnete die Satteltaschen – rechts leer, links leer! Ich hatte ausdrücklich Auftrag gegeben, ihn einzupacken. Sollte der zuverlässige chilenische Soldat das Notwendigste vernachlässigt haben? Er verlor doch mehr als ich. Ich nur mein Leben, er sein Pferd! In den Pistolenhaltern? Vorn, am Sattel, waren zwei altmodische Taschen für grosse Reiterpistolen angebracht. Auch da – nichts!

Nun fühlte ich die Gefahr. Es überlief mich langsam wie ein kalter, unendlich feuchter Herbstregen. Ringsum aber glomm Brutofenhitze. Auch vorher war die Luft glutig gewesen, sengend heiss, aber eine bräunende, das Kranke abtötende Hitze, nicht eine dampfige, dumpfge, tropische, wie sie mich jetzt einwickelte.

Ich hätte um Hilfe schreien mögen, fühlte aber, wie jeder Laut im Ansatz erstickt war. Nur hinter mir hörte ich ein heiseres Krächzen, als ob dort gierige Vögel Unheil ausgeschrien hätten. «Vorwärts, mein Pferd! Dem Glück, dem Zufall, dem Schicksal, das uns so witzlos nicht verkommen lässt, vertraut! Noch haben wir die Fährte vor uns!» Da hörte sie auf. Unvermittelt, unbegreiflicherweise standen wir in nie betretenem, furchtbar weissem Sand, der mit dem dicken, wie eine Mauer um uns ragenden Nebel verschmolz.

«Zurück!» Die Spur war nicht zu finden. «Nach rechts!» Wir kreuzten sie nicht. «Nach links!» Kein anderer Erfolg. «Dann richten wir uns eben nach der Sonne!» Kein hellerer Schein verriet durch den Dampf, wo sie stand. «Dort ungefähr – dann müssen wir dahin reiten!» Und mutig strebten wir «dahin». Wir stiegen empor. Wir waren auf einer Höhe. Zu beiden Seiten senkte es sich in die Tiefe – man fühlte es nur, man sah es nicht. Sandwächten ragten ab und zu dicht neben uns auf. Dann wieder war eine Kruste von Kalk und Kochsalz über den Fels geweht, so dass es hohl klang beim Darüberreiten, als ob tiefe Gletscherspalten unter Schneebrücken gelauert hätten. Manchmal brach ein Pferdehuf ein. Unvermittelt steil senkte es sich oftmals in die Tiefe. Dann wieder hinauf, wieder ein Stück ebener Erde, wieder hinab – hinauf, hinab.

Ein Uhr. Das etwas langhaarige Pferd bedeckte sich mit seifenschäumartigem Schweiß. Ich war mir bewusst, dass ich ohne Ziel und Richtung durch die Wüste mich bewegte, die endlose, furchtbare, gewaltige Wüste. Wieder und wieder hatte ich die Satteltaschen nach dem Kompass durchsucht. Plötzlich geriet ich auf eine Spur, eine breite Spur – das Glück, der Zufall, das Schicksal, das uns so jung nicht hatte verkommen lassen wollen, musste uns, das Pferd und mich, doch retten. Wenn ich den in den Sand abgedrückten Pferdehufen entlang zurückritt, kam ich ans Meer, zu Freunden, zu Menschen!

Zurück? Was war zurück? Wo stand die Sonne? Stunden und Stunden hatte ich nun schon den weissen Schein der Nebelmauer um mich. Ich wendete das Pferd in der blind-ratenden Hoffnung, dies als ein Zurück deuten zu dürfen. Immerzu folgte ich mit auf die Erde gehefteten Blicken der Fährte.

So sah ich dann auch meine leere Anchovy-Pasten-Tube im Sande liegen. Ich las deutlich die Worte, die nach oben verkündeten: «Garantiert ... mit Speisefarbe ... » Daneben die gebleichten Maultierkinnbacken.

Im Kreis geritten! Stunden und Stunden im Kreis geritten!

Links von der Spur lag die Tube. Demzufolge ritt ich in der Tat zurück, hatten doch die Knochen rechts am Wege geschimmert, als ich ausritt – ich musste die Rettung finden. Mit jubelndem Mut erfüllt, mit überströmender Dankbarkeit gegen die Vorsehung folgte ich den Hufstapfen.

Da hörten sie wieder auf. Vor mir ragte steil eine Halde empor. Ich drehte das Pferd. Nur meine eigene, vereinzelt Spur war sichtbar auf ein paar Schritte. Nichts mehr von den vielen Hufen, die halb verweht im Sand sich erhalten hatten. Wie dies geschah, weiss ich heute noch nicht. Aber auch andere, die in die heimtückische Camanchaca geraten sind, haben Ähnliches erlebt, das wurde mir oft berichtet.

So folgte ich meiner eigenen Fährte und verlor sie, wie die vorige, vielfache. Unwiederbringlich war sie in die Einöde ausgelaufen. Hilflös, elend, mit Todesahnung im Herzen, stand ich da. Ich fühlte, dass ein schwarzer Vorhang über die Augen sich deckte; ich fühlte den Schwindel, der seine Drehbewegungen um mich ansetzte – es durfte nicht sein! Schwerfällig hob ich das bleigewichtige rechte Bein aus dem Bügel und liess mich vom Pferderücken herabgleiten. Noch einmal wollte ich alle Taschen durchsuchen, jeden Winkel, alles! Ich schnallte den Sattel ab. Ich band die Pistolenhalfter los; ich kehrte sie um und schüttelte sie aus – da vollzog sich das Wunder! Der Kompass rollte hervor. Zuunterst im Gehäuse, dort, wo sich das Lederzeug für die Aufnahme des Pistolenlaufes verengte, musste er gesteckt haben. Nun lag er im Sand. Nun hielt ich das kühle Eisen mit der zitternden Magnetnadel in der Hand. Und richtete mich auf.

Erst jetzt fiel es mir ein, mit einer wütenden Bewegung, mit einem sinnlosen Hin- und Herschlenkern der Arme die um mich versammelte Gesellschaft zu erschrecken. Sie aufzuscheuchen gelang mir nicht. Denn schon seit Anbeginn hatten mich die Aasgeier begleitet. In der Luft waren sie mir nicht aufgefallen. Sowie ich aber einmal Halt machte, tauchten sie, im Nebel vergrössert, grau und abscheulich, grotesk und leichenfreudig neben mir auf. Zuerst war es ein einzelner, dann deren drei, vier; dann waren es ihrer ein Dutzend, und jetzt stiessen und drängten sie um mich herum. Achtzehn der garstigen, kahlköpfigen Tiere zählte ich, welche, widrige, heisere Schreie ausstossend, sich ab und zu fast träge in die Federn hackten, ab und zu aufhüpften und sich um den nächsten Platz bei uns, dem Pferd und mir, balgten. Kaum fünf Schritte entfernt, so dass ich die vordersten deutlich, die hintersten aber schon im Nebel aufgedunsen, verquollen erblicken konnte.

Einstweilen begriffen sie nicht, dass das runde Ding in meiner Hand mich ihnen entriss, mich mit nie gekanntem Mut, mit unbeschreiblicher Lebensfreude erfüllte.

Und nun in der Richtung nach Santa Rosa. Denn ich war den Silberminen doch wohl näher als Iquique.

Die Uhr zeigte auf vier. Die übermächtige Freude hatte mich die Müdigkeit nicht bewusst werden lassen. Nachdem aber der erste Rausch sich gelegt hatte, begann ich zu zittern. Wollte sich der schwarze Vorhang wieder vor die Augen senken. Glaubte ich zusammenzubrechen.

Ich hatte das Gefühl, als sei ich zu erschöpft, um irgendetwas mehr zu unterscheiden. Die ungeheure Hitze, die um mich wogte, konnte ebenso gut auch Kälte sein – ich wusste nicht mehr, was kalt und was heiss genannt wurde –, nein, es war Kälte, durch die ich ritt, eisige, furchtbare Kälte. Der Sand, der zu meinen Füßen rieselte, war schneeweiss, schnee-, schneeweiss, war Schnee, war körniger, hart gefrorener Schnee – ich ritt am Kamm eines hohen, hohen Berges durch den Winter, den Winter der Alpenheimat.

Die Gegend war mir wohlbekannt. Aus dem Lauterbrunnental war ich emporgeklommen zwischen schneebeschwerten, schwarzen Tannenwäldern hindurch – nun ritt ich über die wunderweiten Schneefelder der im Dezembermantel verkleideten Scheidegg gegen die Grindelwaldnerseite hin. Es war das Grösste, Gewaltigste, was ich je im Leben gefühlt hatte. Der Atem der Kraft, die Winterhochluft hatten mich angeweht, die Eisesstille ewiger Einsamkeit hatte mich umarmt, die Ewigkeit selbst war mir gegenübergetreten und hatte mir einen Augenblick irdischer Seligkeit gewährt, dem Angesicht des Unvergänglichen in die Augen zu blicken. Und ein Weltenbauwerk, ein Himmelsdom, vor dem ich zum ersten Mal im Leben das Wort Gott hätte rufen mögen, wuchs vor meinen Augen auf: ein königlicher, majestätischer Turm aus blauschwarzen, übereisten Flügen, aus brandenden, grüngespaltene Gletschern, aus goldenen, von der Abendsonne verklärten Schneefirnen. Mitten stand er im All, das wie ein Meer in den Abgründen schäumen musste, aus denen er sich emporreckte: der Berg der Berge, das Machtvollste, Hehrste, Stolzeste, was die Erde sich erschaffen hatte und das die Menschen gleich benannt haben wie das Heiligste, so unter ihnen wandelt: Jungfrau! Ich sank vom Pferd, kniete nieder und betete.

Als ich aufblickte, geweckt von einem kühlen Luftzug, zerfloss rings um mich ein dichter Nebel. Ich kniete in feinkörnigem Sand, der Schnee zog sich lautlos in die Erde zurück, wurde von ihr eingeatmet, Sand quoll daraus hervor, Sand, Sand, Sand.

Fast lotrecht fiel es vor mir in die Tiefe ab. Zu Füßen des zerrissenen Hanges sah ich einige Hütten, Gerüste und Kamine: die Silberminen von Santa Rosa.

Noch tiefer glitten Hügelwellen um Hügelwellen in die ungeheure Ebene, in die Pampa hinauslaufend, schneeweiss, bis sie an eine duftige, blaue Grenz wand gelangten, in welche das mächtige Bild der Jungfrau, das ich noch eben geschaut hatte, zusammengesunken war: die fernen, hohen Anden. Und wirklich glitzerten von dort her Schneefelder im Abendsonnengolde.

Charlot Strasser wurde 1884 in Bern geboren. Nach dem Studium der Medizin hielt er sich längere Zeit in Russland, Japan und China sowie als Schiffsarzt in Südamerika auf. Ab 1913 betrieb er zusammen mit seiner Frau eine psychiatrische Praxis in Zürich. Sein literarisches Werk umfasst unter anderem expressionistische Novellen sowie Reisenovellen. Strasser verstarb 1950 in Zürich.